

Willy Fries

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 15

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Willy Fries: Junge Malerin

Willy Fries

Das Atelier eines Malers zu betreten wird für mich immer zu einem Erlebnis besonderer Art. Die Werkstatt spricht. Sie offenbart den Meister. Die Bilder betrachten, ist zugleich ein Blick in das Wesen und in die Seele des Künstlers. Man ahnt gleich, wos Geistes Kind er ist, wohin seine Träume weisen und wie er sich mit der Wirklich-

keit der Welt auseinandersetzt. Freilich, um zu einer deutlichen Vorstellung zu kommen, braucht es ein bedächtiges Schauen und Forschen. Zuerst verwirrt die Fülle der Erscheinungen. Dann klärt sich das Bild, und ein geruhiges Prüfen und Abwägen und Genießen setzt ein. Man entdeckt, was dem Maler am meisten am Herzen liegt,

und unwillkürlich spinnt man Fäden zu seiner eigenen Person. Ich hatte keine Mühe, mich mit dem Schaffen von Willy Fries auseinanderzusetzen. Seine Treue dem gewählten Sujet gegenüber nimmt gleich gefangen, und doch ist das Bild durch die Persönlichkeit des Gestalters hindurchgegangen. Es hat nicht die eigenwillige Manier vieler moderner Künstler, die es uns oft so schwer macht, sie zu verstehen. Farbe und Tönung sind der Natur abgelauht, und man merkt gleich: ein solides zeichnerisches Können steckt im Aufbau wie in der Ausarbeitung des Motivs. Und jedem Werk wohnt seine besondere Seele inne. Der Salvatore im Sommer, der Salvatore im Winter! Das selbe Thema. Aber die Atmosphäre ist eine ganz andere. Und jede ist neu erschaut und erlebt.

Ich bin ein etwas neugieriger und ungeduldiger Beschauer.

„Was pflegen Sie am meisten, am liebsten? Das Porträt, die Landschaft, das Genrebild, das Stilleben?“

Die Antwort ist schlagend. Lächelnd präsentiert mir der Künstler verschiedene Proben, und er weist an die Wände, die alle auf meine Fragen eintreten. In einem Porträt erkenne ich einen meiner Jugendfreunde. So Sprechend, so natürlich und echt ist das Ganze, daß man sich sagt: Jetzt muß er zu reden anfangen. Und man weiß auch, was er spricht. Man errät es, was hinter dieser Stirne steckt, was die Augen meinen, was für ein fester Wille sich ausprägt.

Das ist der geborene Porträtist. Er erfaßt die Persönlichkeit, ohne das Charakteristische zu übersteigern.

Aber die Landschaft? Auch sie kommt zu ihrem Recht. Sie hat ihren besondern Hauch, ihre Stimmung, und immer ist sie eine andere, lieblich, großzügig, wild oder verwegen, je nach den Tälern, den Schluchten und Wollen, und wie je weilen die Jahreszeit sie färbt.

Und Menschen gehören hinein. Sie schaffen charakteristische Szenen, einen Markttag, eine Zirkusvorstellung, ein Kirchenkonzert, tanzendes Jungvolk. Leben ist überall, rauschendes, heiteres Leben. Ich wette: Willy Fries ist ein Optimist. Seine Kunst hat etwas Gesundes, Aufbauendes, Erquickendes. Drum liebt er auch die

Blumen. Da sind die prächtigen, die sprechenden Sträuße, an die die Palette ihre buntesten Farben verschwendet. Wie Musik klingt es auf. Mit der Musik steht der Maler auf vertrautem Fuße. Im elterlichen Hause wurde viel musiziert.

So freut man sich, einen Menschen vor sich zu haben, der aller Welt aufgeschlossen ist, und es ist nicht nur die nächste Umgebung, die ihn interessiert. Gern hat er auch seine Staffelei jenseits der Grenzen aufgeschlagen. Aber daheim ist er verankert.

Wir kommen ins Blaudern. An Anknüpfungspunkten fehlt es nicht. Gegenwart und Vergangenheit reichen sich in diesem Raume die Hand. Es ist das Atelier, in dem Sigismund Righini gearbeitet hat, der Unvergessene. Righinis Tochter ist die Frau unseres Künstlers geworden. Und schon sind wir mitten drin in den menschlichen Schicksalen.

Willy Fries ist ein echtes Zürcher Kind. Am 25. Februar 1881 ist er in Zürich geboren. Hier besuchte er die Elementar- und Realschule und ein Institut. Einmal war die Rede davon, daß er Architekt würde. Aber schon früh entschied er sich, daß er die Laufbahn des Malers einschlug. Den ersten Weg dazu wies ihm die Zürcher Kunstgewerbeschule. Dann setzte er seine Studien fort an der Kunstakademie in München (1899 bis 1903). Prof. N. Gysis und Prof. L. v. Löffls waren seine Förderer. Unter ihrer Führung machte der junge Künstler gute Fortschritte. So war es nicht verwunderlich, daß die ersten Porträtaufträge kamen. Und Aufträge zu Kopien alter Meister folgten in Holland, Kassel, Berlin und Dresden. Das Jahr 1906 trifft Willy Fries in Madrid und darauf kurze Zeit in Paris. Den letzten langen Auslandsaufenthalt machte er wieder in München. Hauptbeschäftigung war das Porträt.

Im Jahre 1909 wurde der Maler sesshaft in Zürich. Gerne unternahm er von hier aus noch mancherlei Kunstfahrten, so 1912 nach Italien. Die Malerei bleibt dem Hause treu. Denn die Tochter Hanny tritt in die Stapsen des Vaters. Ihre starke zeichnerische Begabung führt sie zur Illustration.

Und der Vater? Seit 1908 begegnen wir seinen Werken an den nationalen Kunstausstellungen



Willy Fries: Selbstbildnis

gen, an den Ausstellungen der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten. Seine Bilder wandern auch nach Deutschland. Ihrer eine schöne Zahl sind in den Besitz der Eidgenossenschaft, der Regierung des Kantons Zürich, des Stadtrates von Zürich und der Zürcher Kunstgesellschaft übergegangen.

Neben der Tätigkeit im Atelier ging noch manche andere Arbeit nebenher. Lange Jahre war Willy Fries Präsident der Sektion Zürich der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten. Und eine Zeit, die vielen Künstlern schwere Probleme des Lebens brachte, stellte große Anforderungen an die Unterstützungskasse. Hier galt es, mit Rat und Tat manche Stunde zu opfern. In der Ausstellungskommission der Zürcher Kunstgesellschaft, der Willy Fries gegen 30 Jahre angehörte, war auch manche Sitzung mit großen Aufgaben belastet.

Doch unser Gewährsmann versteht nicht nur den Pinsel zu führen. Vor mir liegt ein biographisches Werk, das in fesselnder Weise die Persönlichkeit des Zürcher Architekten Wilhelm Waser zeichnet. Es ist ein Stück Kulturgeschichte aus dem letzten Jahrhundert und entwickelt den Auf-

stieg eines Waisenbuben, der durch eisernen Fleiß und eine geniale Begabung eine hohe Stellung gewinnt und seiner Vaterstadt große Dienste leistet. Es lag auch nahe, daß der gewandte Schilderer sich in den Dienst der Neujahrsblätter der Zürcher Kunstgesellschaft stellte. Wir verdanken ihm das Lebensbild Righinis und das des Bildhauers Adolf Meyer.

Willy Fries hat sein Lebenswerk noch lange nicht abgeschlossen. Mit offenen Augen nimmt er an der Gegenwart teil, und wo Fügung und Zufall ihm einen dankbaren Vorwurf bieten, ruht er nicht, bis das Bild in Farben hingezaubert ist. Ich erinnere mich des Gemäldes: Konzert im Großmünster. Das Problem des Lichtes ist originell gelöst. Die Lampen zünden auf die Sänger im Chor. Die Reihen der Lauschenden bleiben im Dunkel.

Diese Lichter, sind sie nicht symbolisch für das Schaffen unseres Künstlers, des Künstlers überhaupt? Sie führen uns über den Alltag hinaus und zeigen uns eine Welt, die schön und freudereich ist. Immer noch. Allen Schatten zu Trotz, die uns zuzeiten bedrängen und bedrücken.

ERNST ESCHMANN

BEGEGNUNG MIT *Jack London*

Die Bedeutung mancherlei Begegnungen und scheinbarer Zufälligkeiten wird uns oft nach Jahren oder Jahrzehnten bewußt. Gelegentlich hellt sich blitzartig ein Stück Vergangenheit auf, und meist erkennen wir dann, daß wir jemandem Dank schuldig geblieben sind.

Solchen Dank schulde ich Jack London, dem im Jahre 1916 gestorbenen amerikanischen Schriftsteller. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, ich schulde ihm Dank dafür, daß ich noch lebe, auch wenn mein Zusammentreffen mit ihm, das heißt, mit seinen Büchern, erst ins Jahr 1931 fällt. Daß ich mich dessen erinnere, ist auch wieder eine scheinbare Zufälligkeit, indem ich beim Durchblättern eines Bücherkataloges am Namen Jack London hängen blieb und plötzlich wußte: Ihm schuldest du großen Dank!

Es war im Frühjahr 1931. Nach vier Jahren großer Fülle an Erlebnissen: Versuchen als Lehrer, Maler und Schriftsteller, Reisen nach Süden und Norden, nach Jahren so voll an Begeisterung und Enttäuschung zugleich, als sollten in ihnen Jahrzehnte voraus gelebt werden, folgte als eine Ruhepause das Jahr 1931 mit einer hartnäckigen Krankheit, die mich monatelang ans Bett fesselte. Nachdem ich ein Vierteljahr, ohne daß der Arzt die Ursache hätte feststellen können, an langwierigen Fiebern gelitten hatte, wurde ich zur Kontrolle ins Krankenhaus eingewiesen. Zufällig befand sich dort ein junger Assistent, nennen wir ihn Dr. Mehr, der eben bei einem Blutspezialisten seine Lehrzeit beendet hatte. Er war veressen auf die Entdeckung aller möglichen Blutkrankheiten, so auch auf die damals in un-